

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 153. Et tell jub, Teim fleis obder die Teim duht fliege wie mer uff deitsch sage duht. Es is mich in meine Bohns als wann e Woch zurüd erscht...

beklammert. Do hätte se awider emol en Applaus höre solle! O, es war zü rührend! Dann hen die Kinds wider e Lieb gelunge un der Wedesweiler, wo doch auch ebbs duhn wollt, hot drei Feiertägersch, wo er noch von den sohrtete Schulei geseht gehobt hot, uffgebret. Dann find mer all in seite gemarisch un es hot so ebant e halbe Stund genommen, bis jebes an sein Platz gelosse hot; wisse Se, die Rennsohns sin all erscht noch emol an die Bahr gange for en Eppeleiser zu nemme. Der Wedesweiler hot zwar gesagt, er deht seine Bar ganz zumache an dem Dag, awider ich hen gleich gewisht, daß das nur Taht war. Er hot, wie das Esse im Gang war, gesagt, wann er vier Woche lang jeden Dag so viel inwider den Raunter verkaufe deht wie an dem Festdag, dann deht er sein Platz ausverkaufe un deht sich e Farm kaufe un sei genesse Leue lang nicks mehr schaffe. In mein nächste Brief verzähl ich Jhne von den Wälzen von die Zellebrehschen.

Mit beste Riegards Yours Lizzie Hanfstengel.

Tuberkulose-Heilmittel.

Ueber sein Heilmittel gegen Tuberkulose spricht sich Professor Giuseppe Levi in Mailand in folgender Weise aus: Das Heilverfahren besteht in nichts anderem als in der hypodermalen Einspritzung eines Jodpräparats, dessen Zusammensetzung vorläufig Geheimnis bleiben muß, dessen Hauptbestandtheil aber allotropes Jod ist. Nach zehn bis fünfzehn Einspritzungen erfolgt eine starke Gewichtszunahme, und nach vierzig bis fünfzig Einspritzungen tritt völlige Vernarbung der Tuberkeln und somit vollständige Heilung ein. Professor Levi hat diese Heilkraft des Jods schon vor zwanzig Jahren bei Untersuchungen über die Kohlranchtheit des Pferdes entdeckt und allmählich seine Experimente auch auf die Tuberkulose des Kindes ausgedehnt, wobei sich zeigte, daß eine rapide Besserung im Nährzustand des Kindes eintrat. Der anatomische Befund der Lungen nach der Schlachtung ergab die Vernarbung der Tuberkeln. Durch diese überraschenden Erfolge ermuntert, hat der Gelehrte vor zwei Jahren die ersten Versuche angestellt, um sein Verfahren auf die Behandlung der Tuberkulose des Menschen zu übertragen, und das Resultat war gleich günstig. Bisher haben sich zwanzig Individuen, worunter einige schon in ziemlich vorgeschrittenem Zustande der Lungentuberkulose, der Einspritzungskur unterzogen. Professor Levi wird binnen kurzem nach Paris reisen, um der dortigen Akademie der medizinischen Wissenschaften seine Entdeckung auseinandersetzen.

Die Geburt einer Insel.

Aus Tokio kommt die Nachricht von einem merkwürdigen Natur-Ereignis. Am 14. November wurden die Bewohner der Insel Iwo in Südjapan durch ein starkes unterirdisches Getöse beunruhigt. Etwa 14 Tage später sahen sie gewaltige Wolken weißen und schwarzen Rauches 3 Meilen südlich der Insel aus dem Meere aufsteigen. Sie glaubten, eine Flotte nahe, kamen aber von dieser Ansicht zurück, als die Rauchmassen immer gewaltiger wurden und das ganze Meer in Feuer zu stehen schien. Am 5. Dezember erschienen innerhalb dieser Rauchmassen eine kleine Insel und 3 Tage später erblickte man bereits drei solcher Inseln. Man wußte nun, daß man es mit einer vulkanischen Umwälzung zu thun hatte. Am 12. Dezember bildete die drei Inseln ein allmählich emporsteigendes zusammenhängendes Gelände, das nach Osten hin hügelig war, während es sich nach Westen hin abflachte. Von der Oberfläche hie weg wurde die Insel im Westen höher. Sie stieg am Vormittag weiße und am Nachmittag schwarze Rauchwolken aus. Neunzehn Männer von der Insel Iwo beschlossen darauf, selbst wenn es ihr Leben kosten sollte, heraufzusteigen, was eigentlich vorgegangen sei. In einem 30 Fuß langen Boote ankernten sie an der Nordküste der unbewohnten Insel Südwio. Diese fanden sie mit vulkanischer Asche bedekt. Bei ihrer Weiterfahrt in der Richtung auf die neue Insel gerieten sie in eine so beständig wogende See, daß ihr Boot mehrmals kenterte. Die aus dem Meer aufsteigende Insel hat einen Umfang von annähernd drei Quadratmeilen und erhebt sich 480 Fuß über den Wasserspiegel. Die Südküste ist eine steil abfallende Felsmasse, auf der eine dicke Schicht Erde liegt. Die Bootinsassen errichteten eine Fahnenstange mit der japanischen Flagge und der Inschrift „Neues Land. Groß Japan. Viele Banzais!“. Auf dem Nordende der Insel fand man einen See mit tosendem Wasser. Der japanische Gouverneur der Insel Bonin, dem von der Entdeckung und dem Hissen der japanischen Flagge Meldung gemacht wurde, gab der neuen Insel den Namen Rueschima.

Eine so ganz lächerliche Persönlichkeit ist unser Freund Castro von Venezuela denn doch nicht und es ist unter Umständen gefährlich, mit ihm anzubinden. Bis jetzt war er das einzige regierende Haupt, das einem Trust das Lebenslicht ausblies.

Gedanken von großer Tiefe sind den meisten Menschen „zu hoch.“

Starke Depression.

Humoreske von E. A. Hennig.

Als ich sechzehn Jahre alt war und eben mit einem ganz annehmbaren Jahresgehalt der Obersekunda nach Hause kam, eröffnete mir meine Mutter, Onkel Lamprecht habe geschrieben und angefragt, ob ich Lust hätte, meine diesjährigen Ferien auf seinem Gute zuzubringen.

Ich hörte meiner guten Mutter mit offenem Munde zu. „Onkel Lamprecht? Wer ist denn das?“ fragte ich.

„Es ist mein Bruder,“ erwiderte meine Mutter. „Als Du noch ganz klein warst, weilte er einmal auf Besuch bei uns, aber Du wirst Dich seiner natürlich nicht erinnern können. Er ist eine herzensgute, aber etwas zerbe und vor allen Dingen recht-haberische Natur. Er läßt nur gelten, was er für richtig hält, und obwohl er als Landwirt höchlich praktische Erfahrungen hat, so fehlt es ihm doch auf anderen Gebieten an jeder Einficht und Willigkeit, sich solche anzueignen. Es ist deswegen kein Wunder, daß er mit Deinem seligen Papa, dem feinfühligsten Gelehrten, nicht recht auskam. Die Tage seines Aufenthalts bergehen in endlosen Debatten, bis endlich Onkel Lamprecht stehenden Fußes wieder abreiste und hoch und theuer schwur, er wolle sich unter seinen schwersten Pflug legen, als es jemals wieder mit solchen Bücher-wirmern und Federbüchsern zu thun haben. Und er hat Wort gehalten, niemals ließ er wieder etwas von sich hören, bis auf diesen Brief, in welchem er Dich zu sehen verlangt. Er ist unverheiratet, und wenn Du ihn für Dich einnehmen kannst, so fällt Dir später einmal sein beträchtliches Vermögen zu. Das mag wohl auch der Grund sein, weswegen er Dich kennen lernen will. Und nun, wenn Du Lust hast, so reise in Gottes Namen!“

Ob ich Lust hatte! Das Leben auf einem Gute war geradezu eine Schwärmerei von mir; mit dem bärbeißigen Original von Onkel gedachte ich schon fertig zu werden. Mit feierhafter Heftigkeit packte ich noch am selben Tage meine Sachen und reiste am anderen Morgen nach Schmalow, dem Gute meines Onkels, ab.

Meine jugendliche Phantasie eilte dem flüchtigen Dampftrug weit voraus und erging sich in verführerischen Bildern von dem idyllischen Landschaften, in denen die Betehrung des familiären Onkels keine geringe Rolle spielte. Hatte ich doch nicht umsonst Burnetts „A kleinen Lord“ gelesen.

Auf der Bahnstation hartete meiner ein Jagdwagen, und da ich es gar nicht anders für möglich hielt, als daß der Onkel mich persönlich abholen würde, so fiel ich dem behäbigen Lenker des Gefährtes enthusiastisch um den Hals. Doch dieser wehrte sich ab.

„Aten S' man gaud sin, jung Herr, ich bin bloß der Friedrich!“ sagte er.

Das war ein kleiner Dämpfer auf die hochgehenden Wogen meiner wandelbarlichen und sonstigen Gefühle, etwas benommen setzte ich mich in den Wagen und langte in entsprechend reservierter Haltung auf dem Gute Onkel Lamprechts an. Und das war auch ganz gut. Denn der alte Herr war nichts weniger als ein Freund von Rührhizen und Liebstöbchen und ich mußte den „A kleinen Lord“ schleunigst ausziehen. Dagegen schmunzelte er befriedigt, wenn ich Interesse und Verständnis für landwirtschaftliche Dinge zeigte, und ich fühlte bald, daß ich hiermit seine schwache Seite gepackt hatte.

„Das ist recht, mein Junge,“ sagte er eines Tages, „so schlägst du Rud-ding nach und nicht Deinem seligen Onkel.“ Den Rest verschluckte er und ich begehrte ihn auch nicht zu hören. Doch war ich ungemein stolz auf das kurze Lob aus seinem Munde.

So vergingen einige Wochen, und die Genie rüde heran. Wie Jedermann weiß, spielt das Wetter für diese Zeit eine große Rolle. Von seiner voraussichtlichen Gestaltung hängen die Friedispositionen ab, und obgleich der Landmann sich im Allgemeinen auf die Witterungsvorhersage verleiht, so verwickelt es doch mein Onkel in diesem Ausnahmefalle nicht, auch die sonst so gehegte Theorie ins Bündnis zu rufen.

„Junge,“ sagte er daher eines Morgens zu mir, „lauf' nach Schlippen-dorf (die Bahnstation) und sieh, was for'n Wetter kommt!“

Etwas verduht sah ich ihn an. Was nützte es, wenn ich nach Schlippen-dorf lief und dort das schönste Wetter antraf? Bis ich wieder nach Schmalow kam, konnte es in Schlippen-dorf längst regnen. Ich wagte jedoch, dies meinem Onkel zu Gemüte zu führen.

„Hab, wie er da in die Höhe fuhr,“ riefel, „donnerte er mich an, „daß weiß ich all!“

Dann ging er eine Weile im Zimmer auf und ab, und als er sich wieder beruhigt hatte, fuhr er, als ob nichts geschehen wäre, fort: „Auf dem Bahnhof da hängt ein weißer Zettel, worauf mit blauem Bleistift geschrieben steht, was die nächsten acht Tage for'n Wetter wird, da lernst Du Dich auszuweisen. Verstehest Du mir?“

O, wohl, jetzt verstand ich ihn. Es handelte sich um jene Wetterprognosen, wie sie auch bei uns daheim an den Postämtern angeschlagen waren. Voll Eifer machte ich mich auf den Weg und sah mich bereits im Geiste als Verkünder glücklicher Wetterbotschaft zurückkehren. Ich würde natür-

lich den knappen Bericht aus eigenem noch mit allerhand Floskeln umkleiden, so daß mein Onkel gewaltigen Respekt vor mir bekommen mußte und wohl einsehen würde, daß er seinem Würdigeren sein Erbe dereinst hinterlassen könne als mir. Wie ich mir noch so in Gedanken meinen „Vortag“ zurechtlegte, bligte mir plötzlich ein genialer Gedanke durch das Hirn. Mit beflügelten Schritten eilte ich nach der Station, fand auch dort richtig den bewußten Anschlag, den ich indessen im Gefühle meiner erhabenen Idee total ignorirte. Dagegen erbat ich mir vom Stationsvortand die neueste Zeitung aus der Hauptstadt. (Mein Onkel hielt keine Zeitungen.) Der gefällige Mann erfüllte meinen Wunsch; mit bebenden Fingern faltete ich sie auseinander und ließ meine Augen die Spalten entlang gleiten. Endlich hatte ich: Witterungsbericht der meteorologischen Zentralstation! Ich setzte mich in den Wartesaal und las. Der Schweiß kam mir bei der ungewöhnlichen Lektüre über die Stirn, aber endlich „konnte ich es.“ Dann machte ich mich wieder auf den Heimweg, unterwegs trampfhaft repetirend.

Mein Onkel sah gerade beim Nachmittagsstafte, als ich anlangte. „Na, Junge,“ sagte er gut gelaunt, „hast Du das Wetter bei Dich?“

„Jawohl, Onkel Lamprecht,“ erwiderte ich mit zuverlässiger Stimme. „Na, leg' man los!“

Ich klopfte die Fersen zusammen, legte die Hände an die Hofenmaht, machte eine kleine Verbeugung, wie ich that, wenn ich den Erbkönig deklamierte und legte los.

„Wetterbericht der meteorologischen Zentralstation!“

„Wetterbericht der meteorologischen Zentralstation! Das Depressionszentrum, das gestern vor dem Kanal lag, befindet sich heute über Südbangland, ist also auf nordöstlicher Bahn weiter gewandert...“

Hier hielt ich ein wenig inne, um die Wirkung meiner Gelehrsamkeit auf den Onkel zu beobachten und sah zu meiner Verwunderung mit weit aufgerissenen Augen an. Mit geübener Stimme fuhr ich alsdann fort: „...niedriger Druck breitet sich von hier über den ganzen Kontinent aus, und über der österreichisch-ungarischen Monarchie ist ein sekundäres Minimum zu erkennen, hoher Druck...“

„Jung...“, sagte mein Onkel, doch ließ ich mich nicht stören. „Druck lagert im Nordosten des Erdkreises sowie im Mittelmeergebiet, das Wetter ist in Süddeutschland allenthalben wolkig oder trüb und stellenweise regnerisch; die Morgen-temperaturen sind seit gestern etwas gestiegen, während die heutigen Mittagstemperaturen...“

„Das Dir das Dunneiwetter regiere...“ peraturen die gestrigen Beträge nicht erreichen. Voraussichtliche Witterung für morgen bewölkt, starke Depression, heftige Niederschläge, etwas kühl...“

Mit einem jähen Sage sprang mein Onkel in die Höhe, holte mit seiner linken Hand sein Taschentuch und schlug sie mir ein paar Mal um die Ohren. „Du Swineleg verdammter, hier hast Du Deine Depressionsmetrie mit sammt die heftigen Niederschläge!“

Dann packte er mich am Kragen und schleifte mich nach meiner Kammer. Hier befahl er mir, ohne Widerrede meine Sachen zu packen. Ich machte einen schwachen Versuch, ihn zu beruhigen und womöglich wieder zu versöhnen, aber er gab mir statt aller Antwort einen so gewaltigen Stoß, daß ich in voller Person in den offenen Koffer flog. Ich fügte mich in das Unvermeidliche und verließ aus eigener Initiative so schnell wie möglich das unglückliche Haus.

Auf dem Hofe wartete bereits Friedrich mit dem Jagdwagen und einem Brief an meine Mutter. Ohne Abschied von meinem Onkel zu nehmen, rollte ich davon und war froh, als ich wieder in den Armen meiner Mutter lag.

„Sieh da!“ rief sie, „so plötzlich? Wie kommt denn das?“

Schweigend reichte ich ihr den Brief des Onkels. Er umfakte nicht mehr als zwei Zeilen und lautete: „Der Junge ist übergeschnappt und will mir alten Herrn for'n Gulenspiegel estimiren!“

Forstend blühte ich in das Gesicht meiner Mutter; auch hier zeigte sich eine starke Depression, zum Glück aber ohne heftige Niederschläge.

Davon ob Togo segnen wird, hängt nicht nur der Ausgang des russisch-japanischen Konflikts, sondern auch der des inneren russischen Konflikts ab. Jetzt liegt selbst Rußlands Zukunft auf dem Wasser.

Die britische Regierung hat für die Verewigung des „glorreichen“ Krieges gegen die Buren einen Historiker mit einem Jahresgehalt von etwa \$35,000 angestellt. — Was wird nun erst dem Jaren bereinst, die „historische Schminke“ für den gegenwärtigen Krieg kosten!?

Ein Professor hat genau ausgerechnet, daß das Felsengebirge eine verkehrte Richtung eingeschlagen hat, und ein anderer, daß Amerika einige hundert Jahre zu früh abgedeckt wurde. Schade, daß die gelehrten Herren nicht dabei waren, um diese Ereignisse in's richtige Geleise zu lenken.

Artisten in Rußland.

Rußland ist kein angenehmes Land; nicht für Reisende, nicht für Einzelkämpfer und am wenigsten für Artisten, die durch ihren Beruf gezwungen werden, heute hier und morgen dort zu spielen. Die Kontrolle ist eine peinliche und drückende. Die Censur schlägt wahre Kapriolen in ihrer Besorgnis, ein Gerwort passieren zu lassen, und überflüssig sind alle, die die russische Grenze hinter sich haben. Ein interessantes Erlebnis aus der letzten Zeit erzählt Mr. Pline in einer englischen Zeitschrift. Pline ist Groteskmalierer und Kaufschulmann und in dieser artistischen Eigenschaft gewiß unverdächtig. In einem kleinen Petersburger Etablissement fand er für November und Dezember Engagement. Die Bezahlung war eine prompte und gute und das Publikum war dem englischen Artisten sehr gut gesinnt. Anders die Polizei. Zwei Beamte erschienen täglich auf den Proben, ließen sich die Nummern genauestens explizieren und fragten immer hochhöhnlich, ob am Abend „nicht ein anderer Trick gezeigt werde“. Die Artisten fragten ganz erstaunt, was man denn eigentlich von ihnen wolle und ob es nicht ganz gleichgültig sei, welchen Trick sie ausführten. Aber die Beamten erklärten, daß es ihnen ganz genau bekannt sei, daß komische Artisten durch irgend eine Geste Scherze über politische Situationen machen könnten. „Und in der That,“ sagt Herr Pline, „mußte ein Redturner eine hohe Geldstrafe zahlen, weil es ihm eingefallen war, auf dem Red in einem schwierigen Handstand zu verharren. Er hat dem hinter ihm befindlichen russischen Wappen bei dieser Gelegenheit einen Stoß versetzt,“ war die Antwort auf die Frage des bestürzten Artisten, was er eigentlich verbrochen habe. Wer erinnert sich da nicht an den Hut des Gehler in „Tell“?

Nach draßlicher sind die Erinnerungen eines Artisten, die wir in der Artistenwoche finden.

Im Winter 1879-80 — so erzählt die Ermordung einer hochgestellten Persönlichkeit — wenn ich nicht irre, war es der Stadtkommandant von Petersburg, General von Trestow — in gleichem Aufzuge wie heute. Militärpatrouillen marschirten die Straßen auf und ab. Niemand durfte am Wege stehen bleiben. Die Häuser waren fast den ganzen Tag über geschlossen, und die Dvor-niks (Hausmeister), welche quasi der Polizei unterstehen, kontrollirten genau jeden fremden Besucher. Ja, es wußte sogar, daß, wenn man längere Zeit bei einem guten Freunde weilte, dieser mächtige Hausstrann ersuchen und zum Verlassen des Hauses aufforderte. Nach 9 Uhr Abends in ein anderes Haus, wo man vom Dvornik nicht gekannt wurde, eingelassen zu werden, war schier eine Unmöglichkeit.

Die Theater waren stets gut besucht; nach Schluß der Vorstellungen mußte man aber eine Gasse von Polizeibeamten in Uniform und Civil passiren, und mancher Besucher wurde aufgehalten, um sich mit seinem Paß auszuweisen.

Ich war damals im Follies-Bergere des Herrn Jegarew auf der Offizierstraße (das spätere Nemetti-Theater) engagirt. Ferner waren daselbst, so weit ich mich heute noch erinnern kann, thätig: die Artobaten-gesellschaft Jovanowitsch, der russische Komiker Bogdanoff, der deutsche Komiker Amann, der heutige berühmte Mimitzer; ferner die damals berühmte französische Crescentin-Sängerin Madame Philippo, welche es verstand, noch mit 54 Jahren das Publikum für sich zu begeistern; die ungarische Sängerin Jka Dgag, ein damals eben aufsteigender Stern am Varietehimmel, die Wiener Sängerin Fräulein Winter und das jüdische Quartett Fuchs. Wir fanden uns allabendlich recht fröhlich ein, um uns gegenseitig unsere Tageserlebnisse zu erzählen. Die Vorstellung endete meistens gegen 1 1/2 Uhr Nachts.

In den ersten zwei Tagen der Erregung ging es auf der Bühne und in den Garderoben sehr ungemüthlich zu, dies änderte sich aber am dritten Abend, als während des ersten Theiles der Vorstellung plötzlich mehrere Damen mit verzweifelten Mienen auf die Bühne gestürzt kamen und schreiend versuchten, den Ausgang zu erreichen. Wir Herren, die wir im ersten Theile nichts zu thun hatten, vertheilten den Weg und suchten den Grund ihrer Angst zu erfahren. Wir konnten aber außer dem Wort „Brief“ nichts verstehen. Ich eilte in die Garderobe der Damen und fand am Fußende einen Brief, welchen ich sofort las. Der Brief lautete:

„Geehrte Damen! Ein Eingeweihter, der Mitleid mit Ihrer Jugend und Schönheit hat, giebt Ihnen den Rath, das Theater vor 10 Uhr zu verlassen, da das Theater gleich nach 10 Uhr in die Luft gesprengt werden wird.“

Ich muß offen gestehen, daß es mir beim Lesen dieser Zeilen eistalt über den Puden lief. Doch was jetzt thun? Ja, wer weiß, was ich damals im ersten Schreden gethan hatte, wäre nicht in diesem Augenblick Madame Philippo zu mir getreten, um den Grund des Lärmes zu erfahren. Stumm reichte ich ihr den Brief, den sie schnell durchflog und mir mit den Worten zurückgab: „Bah, ich bin

heute um 10 Uhr schon längst mit meiner Arbeit fertig, „apres moi le deluge!“

Diese Kalblütigkeit frappirte mich, gelassen sah ich auf meine Uhr — 1/2 9, nun da war ja noch über eine Stunde Zeit. Ich ging zur Ausgangstür zurück, wo ich fast das ganze Personal zusammenfand. Auch hier war es ruhiger geworden. Als ich hinzutrat, hörte ich noch, wie ein Mitglied des jüdischen Ensembles sagte: „Seien Sie doch ruhig, meine Damen, es passiert nichts, man hat sich nur einen schlechten Witz gemacht. Sehen Sie, ich trete heute um 1/2 12 Uhr auf, bleibe aber trotzdem sehr schon hier.“

Man überredete endlich die Damen, sich anzukleiden, und die Vorstellung nahm ungehindert ihren Fortgang. Allerdings herrschte eine unheimliche Stille auf der Bühne, auch klappten die einzelnen Nummern nicht so wie sonst. Wie spät es an der Zeit war, hatte man sehr gut von den Gesichtern der Einzelnen ablesen können, denn je näher der Zeiger auf zehn rückte, desto besorgter wurden die Mienen. Eine geradezu bewundernswürdige Kalblütigkeit bewiesen nur die Mitglieder des jüdischen Quartetts.

Am nächsten Abend wurden wir von Neuem beunruhigt, und zwar kamen nicht nur eine, sondern mehrere Verwarnungen.

Zuerst erschien ein Brief in derselben Damengarderobe: „Geehrte Damen!“

Danken Sie Gott, daß gestern die Lunte an der Bombe versagte, sonst wären wir nicht mehr am Leben. Folgen Sie einem Freunde. Heute Abend um 11 Uhr erfolgt die Zerstörung.“

Ein Freund.“

Die Aufregung des Künstlerpersonals, und besonders die der Damen war, wie der Artist schildert, unbeschreiblich. Einzelne Sängerrinnen erhielten von ihren Gelobten noch spezielle Warnungen, aber es erfolgte keine Explosion. Am dritten Tage erfolgte dasselbe Spiel. Einer der Herren vom Quartett hat den Artisten, gegen gutes Honorar die Rolle der Dame zu übernehmen, die auf dem Theaterzettel Pauline hieß, da ein Mitglied des Quartetts erkrankt sei. — Der Artist sagte zu und trat in der Rolle auf. Die Furcht vor der Explosion war längst verschwunden, da erscholl hinter der Scene Lärm und im nächsten Augenblick war das Quartett verhaftet, Beamte und Polizeimänner fesselten sie und mit ihnen den Artisten, der in Frauenkleidern als „Pauline“ gespielt hatte. Im Nu unterjuchte man ihn, führte ihn zu einem Wagen, zog ihn mit Gewalt hinein und fort gegen die abenteuerliche Fahrt. Der Artist schildert nun seine weiteren Erlebnisse.

„Wo hin? Nach langer Fahrt hält der Wagen. In der Finsterniß unterscheidet ich nicht, wo ich eigentlich bin. Man führt mich in ein dunkles Zimmer und schließt mich ein. So, jetzt hatte ich Zeit zum Nachdenken! Was ich dachte, was durch meine Seele zog, — ich weiß es nicht mehr. Ich fühlte Hunger, Fror, und eine große Müdigkeit beschlich mich. Ich schlief ein. Nach geraumer Zeit wurde ich geweckt, durch matterleuchtete, lange Korridore und endlich in ein hellerleuchtetes Zimmer geführt. Das Licht blendete mich, so daß ich nichts deutlich untercheiden konnte. Ich fühlte, wie man mir die „Paulinen“ Perücke vom Kopf nahm, die Schminke von meinem Gesichte wusch, was nicht gerade sehr artig geschah, dann schien es mir noch, als ob ich das erlautende lächelnde Gesicht unseres Präfekten (Polizeikommissar) sah, mit welchem ich sogar Thier an Thier wohnte. Ich hörte noch ein unterdrücktes Lachen, hörte meinen Namen und ein leises Murmeln, dann wurde ich wieder abgeführt, in einen Wagen gesetzt, und schnell kaufte das Gefährt dahin. Mit meinem Begleiter traute ich mir kein Wort zu wechseln, und um nicht zuviel zu denken, fing ich an, die Zahlen von 1 bis 100 vorwärts und rückwärts zu memoriren.“

Endlich hielt der Wagen abermals. Mein Begleiter öffnete die Thür und ließ hinaus. Ich hörte ihn nochmals läuten und dann mit Jemandem sprechen. Darauf kam er zurück zum Wagen, forderte mich auf, auszusteigen, sprang selbst hinein, und im gestreuten Galopp fuhr der Wagen davon. Erstaunt schaute ich mich um, ich wußte nicht, wo ich war, doch schon packte man mich, führte mich in ein Haus, schloß die Thür und ließ mich folgen. Willenlos folgte ich. Im Dunkeln ging es fort, und endlich war ich — in meiner eigenen Wohnung.“

Der Artist dachte an einen bösen Traum, aber schon der nächste Tag brachte Aufklärung. Die Mitglieder des Quartetts blieben verschwinden. Sie waren nämlich — in Sibirien. Die vier Mitglieder des jüdischen Quartetts waren weder Artisten, noch Juden, sondern Nihilisten, die von dem Atkental des Generals Trestow mitgeschickt waren. Sie hatten sich als Artisten verborgen, und der vierte „Artist“ hatte Lunte gerochen und war rechtzeitig verhaftet. Die Polizei aber verhaftete den Darsteller der Pauline in der Meinung, den Haupttrabelführer sichergestellt zu haben.

Hätte der Polizeimeister den Artisten nicht als feinen Wohnungs-nachbar erkannt, dann wäre der Arme eines der unschuldigen Opfer mehr, die die Eisfelder Sibiriens kennen lernen.